

Erinnerungen eines Leipziger Musensohnes

Autor(en): **Schenker, Manfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **28 (1944)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bieterin erzählen zu hören: me het gwäben ung gsunge. Solche Beispiele zeigen uns zweierlei: 1. es sind größtenteils sog. starke Verben, in deren Präsensformen e und i wechseln, bei welchen wir allerlei Störungen und Unsicherheiten beobachten können, und 2. die ursprünglichen Formen sind von denjenigen Verben besser erhalten geblieben, die man im Leben vielfach braucht, wobei natürlich in verschiedenen Landesgegenden und auch in verschiedenen Familien der Sprachgebrauch sich je nachdem verschieden entwickeln konnte.

Diese Verben mit dem Wechsel von e und i gehören zwei Ablautreihen an, deren mhd. Formen mit denen unserer Mundarten weithin übereinstimmen — soweit sie nicht, wie die einfache Form der Vergangenheit, der Mundart verloren gegangen sind. Als Beispiele seien genannt: mhd. nemen „nehmen“, ich nime, er nim(e)t, wir nemen, er nam, genomen und mezzzen „messen“, ich mizze, er mizzet, wir mezzzen, er maz, gemezzzen*.

Den Gründen dieses Wechsels von e und i wollen wir hier nicht nachspüren, auch nicht der Frage, warum die Schriftsprache in der ersten Person das Ausweichen in i nicht mitmacht: ich nehme gegen ich nim. Hier sei nur noch angemerkt, daß dieses e ein ganz offenes e ist, das wir darum in den mundartlichen Beispielen am besten mit ä bezeichnen; ebenso ist das i ein offenes (dunkles) i. Wenn man heute neben wigt in der Mundart auch gelegentlich mit Diphthong wiegt zu hören bekommt, so ist diese Aussprache dem Einfluß des Schriftbildes zu verdanken.

Vielgebrauchte und darum guterhaltene Beispiele dieser Ablautreihen sind etwa: brechen, sprechen, stechen, treffen, stehlen, sodann geben, treten, essen, fressen, vergessen. Störungen des ursprünglichen Formenbestandes sind aber nicht etwas, was erst in der neuesten Zeit eingetreten wäre; sie lassen sich schon frühe beobachten, was auch ein Blick in ein mhd. Wörterbuch zeigt: es sind Ausgleichungen ganz verschiedener Art; ein jeder Fall ist eigentlich für sich zu betrachten.

Ein besonders frühes Beispiel liegt vor in zienen = mhd. zemen, das wie nemen geht; also ez zam, wo wir heute es ziemte sagen. Von alters her ist natürlich ez zimt die am meisten gebrauchte Form, und von ihr aus ist dann das heutige Zeitwort gebildet worden; schon Luther sagt: „Die Schaubrote, die ihm doch nicht ziemten zu essen.“ In verschiedenen andern Fällen wird heute — wie in wägen — statt e im Präsens ä geschrieben, so in gebären und rächen. Das erstere erklärt sich daraus, daß von diesem Verbum, das den Mundarten bis auf das Partizip geboren so ziemlich verloren gegangen ist, sie gebär die zumeist gebrauchte Form war; durch die Schreibung mit ä hat man dann die Präsensform dieser angenähert. Noch Luther schreibt übrigens: „Deyn weyb Elisabeth wirt dyr eynen son geperen.“ Mit dem anderen steht es ähnlich; auch rächen wird in der gewöhnlichen Umgangssprache ganz selten gebraucht — jedenfalls bis vor kurzem —, unsern Mundarten fehlt es fast gänzlich; da hat man nun durch die Schreibung mit ä das alte rechnen an das Substantiv Rache anzugliedern gesucht. Jetzt geht das Wort fast wie ein schwaches Verbum (er rächt, rächte für ält. richt, rach), nur in der Redensart „etwas nicht ungerochen lassen“ hat sich noch ein Rest des alten Formenbestandes erhalten.

Es ist natürlich ausgeschlossen, alle die Verben, die ursprünglich wie nemen, ich nim gingen, hier zu bespre-

* In mittelhochdeutschen Texten bezeichnet z sowohl unser z als unser s.

chen. Nur Weniges sei hier noch erwähnt. Scheren hat zwar das e in der Schriftform festgehalten, aber in der Schriftsprache wie in der Mehrzahl unserer Mundarten hat das Wort den Wechsel von e und i aufgegeben: also erschert, Imp. scheren, soweit das Wort nicht durch andere Ausdrücke verdrängt ist. Nur in einigen, meist abgelegenen Mundarten im Bernbiet, Wallis und Graubünden sind noch die alten Formen im Gebrauch: ich schire, er schirt, Imp. schir. Wir werden daraus, nach dem was wir oben ausgeführt haben, schließen müssen, daß das Scheren (der Schafe, vielleicht auch von Mann und Kindern) im Leben der Bergbauern eine wichtigere Rolle spielt als im Leben des Städters. Wir kennen ja sonst eine solche Form höchstens noch aus der schriftsprachlichen Redensart „Was schiert mich das?“ Eine kleine Störung anderer Art läßt sich beobachten bei der Sippe der zu erschrecken „zusammenfahren, aufspringen“ gehörigen Worte. Neben erschrecken (mundartlich auch verschräkke), das seit mhd. Zeit bis heute regelmäßig starke Formen bildet, steht das transitive Verbum erschrecken „einen zusammenfahren machen“, dazu erschreckte, erschreckt. Diesem Wort kommt eigentlich ein geschlossenes (helles) e zu, wie in erschrecklig. Nun ist freilich für das Hochdeutsche der Unterschied der beiden e — wir dürfen wohl sagen „leider“ — durch die geltende Regelung der Aussprache ausgeglichen worden. In der Mundart dagegen wird die alte Unterscheidung weiter gemacht, wie wir besonders deutlich an den zwei Wörtern stecken (z'mits drin stäkke blibe und ebbis ine stekke) beobachten können. Aber das schwache Verb erschrecke richtet sich in der Aussprache vielfach nach dem andern und wohl auch nach dem Substantiv Schräkke, und nun hört man nebeneinander mit geschlossenem und mit offenem e er het mich erschreckt und erschräkt. Auch in einer solchen Kleinigkeit erkennen wir die lebendige Entwicklung der Sprache.

So können wir, auch wenn wir auf die mundartliche Sprechweise unserer Mitbürger achten, allerlei Veränderungen feststellen, die ein kleines Stück Sprachgeschichte darstellen. Wenn wir z. B. die jüngere Generation heute meist sagen hören er gseet nig guet, es gscheet au gar nit, wo die älteren Leute noch wie in der Schriftsprache mit i er gsit, es gschit sagen, so vollzieht sich da bei sehen und geschehen derselbe Vorgang, der bei weben oder pflegen schon seit langem eingetreten ist.

Gelegentlich freilich spürt man ein inneres Erschauern, wenn man Schüler der Volksschule auf der Straße sich unterhalten hört. Da vernimmt man Formen wie äß das oder wer häßlt mer. Wenn man sich in Sorgen Gedanken darüber macht, daß das lebendige Sprachgefühl unserer Jugend so völlig abhanden kommt, so drängt sich einem die Vermutung auf, daß es sich da vielleicht um Nachkommen von zugewanderten Italienern oder andern Fremden handelt. Daß solche ja der Sprache ihrer neuen Heimat gegenüber kein sicheres Gefühl haben, ist nicht verwunderlich. Man müßte da freilich dem einzelnen Fall genauer nachgehen, und dann wäre es reizvoll, auch die weitere Entwicklung dieser Sprachverhältnisse zu verfolgen. Auch an andern Orten mag sich dazu Gelegenheit bieten. Wilh. Bruckner, Basel.

Erinnerungen eines Leipziger Musensohnes

Vielen ehemaligen Schweizer Musensohnen wird wohl wie mir wehmütig ums Herz geworden sein bei dem erschütternden Gedanken, daß die ehrwürdige alma mater, die älteste

der deutschen Hochschulen, dem unerbittlichen Kriegsgefehen zum Opfer gefallen ist. Auch die heimelige Altstadt, wo hinterm alten Rathaus Goethes Jugendstandbild lebte, und die unermesslichen Reichtümer des Bibliothekviertels sollen ein Raub der Flammen geworden sein. Bei einer solchen Hiobspost ersteht in dem Herzen des dankbaren ehemaligen Studenten ein um so lebendigeres und farbenprächtigeres Bild des geliebten „Paris an der Pleiße“.

Im Herbst 1906 kam ich, nicht als „krasser Fuchs“, sondern als Doktorand nach Leipzig. Wie's im Lied heißt, spähte ich in den Gassen, um eine bescheidene Bude aufzuspüren. Zu meinem Erstaunen stand da überall an den Häusern der seltsame Anschlag: „Garçon-logis“. Nirgends war zu lesen: „Zimmer zu vermieten“. Allerdings fand ich später diese Bezeichnung in den Straßen der Vororte. Ein „Zimmer“, das war gut für einen Fabrikarbeiter; einem „Geistesarbeiter“, wie man heute sagen würde, war selbstverständlich was Besseres, nämlich ein „Garçon-logis“ bestimmt! Das Ulligste, was ich da zu lesen bekam, das war: ein „Garçon-logis für Damen“. Daß damit nicht etwa eine Pariser „garçonne“, sondern bloß eine feinere Unterkunft für eine Vertreterin des schönen Geschlechts gemeint war, das wurde mir nach einigem Nachdenken klar*. Wahrlich, ich mußte bald einsehen, daß Leipzig den Ruf eines „klein Paris“, den es im 18. Jahrhundert erworben, noch immer verdiente! Was gab's da nicht alles für Dinge, die einen französischen Namen führten. Im Restaurant, das natürlich nicht Gasthaus oder Wirtshaus hieß, wurden zahlreiche Platten mit französischen Ausdrücken bezeichnet. Gulasch, Kompott, was weiß ich noch. „Kompott“ habe ich überhaupt in Leipzig zum erstenmal gehört. In unserm Familienkreis und in den Berner Studentenkosthäusern hieß so was einfach Opfelmues. An den Wänden der Leipziger Restaurants stand zu lesen: „Bratwürste à 60 Pfennig das Paar“. Lustig, nicht wahr, dieses à? Klang das nicht nach echt klassischem Französisch**? Am wehmütigsten stimmen mich heute die spottbilligen Preise von Anno dazumal. Da konnte ein armer Student, wie ich einer war, sich Symphoniekonzerte im Palmengarten leisten und mehrmals wöchentlich in herrlich geheizten „bassins“ das Schwimmen üben.

Doch standen dem naiven Schweizer noch andere sprachliche Überraschungen bevor: Ein „Café“, wo ich oft abends aß, sollte vergrößert werden. Ich unterhielt mich mit der Büfett-dame und sagte: „Da werden Sie ja mehr Kellnerinnen anstellen müssen.“ „Bitte sehr“, erhielt ich zur Antwort, „in unserm Restaurant gibt es keine Kellnerinnen, nur anständige Mädchen . . .“ Was mir aber bei einer andern Gelegenheit zustieß, als ich einem Leipziger „Kom-militonen“ sagte: „Deine Base ist ein liebenswürdiges Frauenzimmer“, das mag der Leser ermessen, der schon etwas vom Schicksal gewisser Wörter und ihrem moralischen Verfall (auch in unserm Lande!) gehört hat.

Seit jener sorgenlosen Vorkriegszeit habe ich leider Leipzig nie mehr gesehen. Ob es wohl den Sprachsäuberern seither gelungen ist, den Wortschatz zu „entwelschen“? Wie dem auch sei, ich werde kaum je den Schmerz überwinden, den das jähe Verschwinden einer so hochgeschätzten Kulturstätte in mir ausgelöst hat.

Manfred Schenker, Genf.

Kurzer Nachtrag zur Mundartpredigt

Wenn von der Volksnähe der Mundart die Rede ist, erwähnt man gern Gotthelf, manchmal sogar in einem Atemzuge mit den eigentlichen Mundartdichtern, was durchaus irreführend ist. Immerhin: der Dichter Jeremias Gotthelf hat von der Mundart reichlichen Gebrauch gemacht; sollte man da nicht annehmen, auch der Pfarrer Albert Bigius habe das getan? — Soeben ist ein erster Band seiner Predigten erschienen; in einem Bericht darüber lesen wir: „Nie macht er auch nur die geringste Konzession an die Rhetorik, nie spielt er mit dem leeren Wort. Und doch ist es stets eine feierlich getragene, ja manchmal eine prophetisch mächtige Sprache, in welche die Mundart nie, außer durch unkontrollierte Hintertürchen, einschleicht.“ — Der Mann ist offenbar hundert Jahre zu früh auf die Welt gekommen.

Schweizerdeutsches Wörterbuch („Idiotikon“)

125. Heft. Huber & Co., Frauenfeld

Das Heft beginnt mit dem Worte Stumpf, dem die Vorstellung von etwas Verkürztem, Verstümmeltem zugrunde liegt; daraus entspringen zahlreiche Sonderbedeutungen wie etwa Wurzelstock eines Baumes, verstümmeltes Glied, Zigarre ohne Kopf; als abgebrochene Zähne erinnern „Stümpe“ noch an vergangene bessere Tage, besonders wo die Redensart: „Wer de Wi über d'Zäh ine lot, mues no 's Wasser über d'Stümpe lo laufe“ zur traurigen Tatsache geworden ist. Manches — ob Kerze, Siegellack, Reisbesen usw. — verzehrt sich im Gebrauch zum unansehnlichen Stümpfli, das von da aus auch sonst einen Rest bezeichnen kann, z. B. von Speisen, allgemein bekannt aus der Redensart: „'s Stümpfli g'hört em Eümpfli“. Vom Verkürzten ist kein weiterer Schritt zu dem von Natur aus Kurzen, und so wird unser Wort z. B. auch von kurzen, dicken Menschen verwendet, während bei einem „Stumpe Herdöpfel“ oder gar bei einem „Stümpfli Gelt“ weniger die Kürze als die Dicke geschätzt wird.

Die zünftische Ordnung vergangener Zeiten hielt streng auf die Vorschriften über die Ausbildung des Nachwuchses; wer sie nicht erfüllt hatte, wurde als „Stümpler“ verachtet, und immer wieder wurde von den „ehrliehen Meistern“ der obrigkeitliche Schutz gegen ihr „Stümple“ („unlauterer Wettbewerb“ würde man heute sagen) gefordert; ein Murtener Rannengießer z. B. klagte 1660, „wasmaßen er an seinem Handwerk verhindert werde durch die umbstreichenden safsionischen, italienischen, lombardischen Refler und Stümpler mit Einschleikung ihrer zinigen Wahr und Stümplerarbeit“.

Ebenfalls in vergangene Zeiten führt uns der Stampf oder die „Stampfi“, wo allerhand Dinge klein gestampft oder gepreßt wurden, und je nach dem besonderen Zweck bezeichnete man diese Betriebe auch als Öl-, Pulver-, Bei- (Knochen), Gersten-, Hirs-, Tabak-, Gips-Stampfi uff. Da und dort erinnern noch Flurnamen an dieses verschwundene Gewerbe, so der Stampfenbach in Zürich, und auch der Familienname Stampfli mag hierher gehören. Der Stämpfel als wichtigster Teil einer solchen Stampfi ist wohl vergessen; das Wort selbst aber hat einen neuen Aufschwung erlebt als Bezeichnung des wohlbekannten Gerätes, das allerdings mehr und mehr in der schriftsprachlichen Form Stempel genannt wird. Der Umstand, daß ein solcher „Stämpfel“ hie und da mißbräuchlich verwendet wird, führte zu der Wendung „lüge wie g'stämpfet“, einer für die Buchdrucker tröstlichen Parallele zu „lüge wie 'truckt“. In fri-

* Zusatz des Schriftleiters: Auch ich hatte in Leipzig einst mein „Garçon-logis“. Nach meinem Wegzug schrieb mir die Inhaberin einmal: „Wir haben jetzt einen neuen Garçonherrn“.

** Zusatz des Schriftleiters: In einer Bierwirtschaft sah ich angeschrieben: „Leicht Bayrisch a' 15 d“, wobei das Wegwerfungszeichen wohl den accent grave vorstellen sollte.